

Zeit ist Geld. Der Umgang mit der Zeit als philosophisches Grundproblem der Ökonomie

Rudolf Kötter, Erlangen

I Einleitung

Zeit ist Geld - mit diesem Wort verbinden wir gerne die hässlichen Seiten unserer Wirtschaftsordnung. Zeit ist Geld - das steht für die hektische, nicht enden wollende Suche nach dem günstigsten Angebot, den besten Absatzmöglichkeiten, dem höchsten Verdienst; es steht aber auch für eine kalte und berechnende Gesinnung, für die nur zählt, was sich in Geld zählen läßt. Dem Erfinder (oder Finder) dieses Bonmots, *Benjamin Franklin* (1706-1790), lag allerdings nichts weniger im Sinne, als damit eine ökonomische Fußnote zu einer machiavellistischen Philosophie zu liefern. Benjamin Franklin war ein Moralist von neu-englischem Zuschnitt und in seinem kleinen Traktat "*Advice to a Young Tradesman*"¹, in dem sich das "Remember Time is Money" befindet, wollte er nur daran erinnern, dass der Müßiggänger, der einen halben Tag in der Schenke verbringt, nicht nur seine Zeche bezahlen muss, sondern auch noch das Einkommen verliert, welches während dieser Zeit zu erzielen gewesen wäre. "Verschwende weder Zeit noch Geld, sondern mache das Beste aus beidem."² - das ist die Moral, die Benjamin Franklin seinen Lesern mit auf den Weg geben will, wobei der "gute" Umgang mit der Zeit nicht nur ökonomisch, sondern *auch moralisch* bestimmt ist: der sonntägliche Kirchgang, das Studium der Bibel gehören hierher wie das Engagement für familiäre und öffentliche Belange.

In Georg Büchmanns "*Geflügelte Worte*"³ ist unsere Sentenz natürlich auch erwähnt und sie wird dort in Verbindung gebracht mit einem Wahlspruch *Goethes* (1749-1832): "Tempus divitiae, tempus ager meus" (übersetzt im Westöstlichen Diwan, Buch der Sprüche Nr. 12 mit "Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit"). Zwischen diesem alten, auf antikes Gedankengut (Theophrast) zurückgehenden Spruch und der Mahnung Benjamin Franklins bestehen auf den ersten Blick gewisse Gemeinsamkeiten: in beiden Fällen wird zu einem sorgsamem Umgang mit der Zeit aufgerufen; aber von dieser oberflächlichen Botschaft abgesehen, markieren diese beiden Sätze doch grundverschiedene Einstellungen in einer mehr als zweitausendjährigen Geschichte der ökonomischen Entwicklung und ihrer Reflexion, der wir im Folgenden etwas näher nachgehen werden.

¹B. Franklin, *Advice to a Young Tradesman, dritten b an Od. On.* In: The Papers of Benjamin Franklin. Ed. by L. W. Labor/W. J. Bell, jr., vol 3, New Haven 1961, S. 306-308

² Ebd., S. 308

³ G. Büchmann, *Geflügelte Worte*. Bearb. v. V. W. Hofmann. Frankfurt u.a. ³³1981, S. 262

II Die antike Oikonomia als Lehre von der rechten Haushaltsführung

Sehen wir zunächst zu, was sich aus dem alten "Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit" hermeneutisch herausholen lässt. Der Reichtum, den ein Acker gibt, besteht in der Ernte, die sich ihm abgewinnen lässt. Ob diese üppig ausfällt oder mager, hängt von verschiedenen Faktoren ab: der Aufwand an Arbeit und ihr geschickter Einsatz sowie die Güte des Saatgutes sind die *variablen* Faktoren, die in der Verfügungsmacht dessen stehen, welcher den Acker bestellt; die Bodenqualität und das Wettergeschehen dagegen sind *limitierende* Faktoren, die nicht oder doch nur unwesentlich beeinflusst werden können. Im Landbau der alten Zeit ließen die limitierenden Faktoren nur wenig Spielraum für Ertragssteigerungen und deshalb konnte man bei einem gegebenen Acker ohne weiteres angeben, was ein "guter" Landmann zu tun hätte, um das Beste herauszuholen. Diese Tätigkeit war in ihrer Qualität und in ihrer *zeitlichen Struktur* fixiert: pflügen, säen, das Feld pflegen, ernten - das waren die Tätigkeiten, die dem bäuerlichen Leben ihren Rhythmus gaben, wobei dieser Rhythmus dem des natürlichen jahreszeitlichen Wechsels aufs Engste folgte.

Sorgsamer Umgang mit der Zeit hieß in diesem Zusammenhang also in erster Linie: das Richtige zur rechten Zeit tun. Sowenig man aber durch seine Anstrengungen beliebig *viel* erzeugen konnte, sowenig konnte man beliebig *vieles* produzieren. Wenn aber das, was Boden und Klima hergaben, allein zum Leben nicht reichte, dann galt es einen erwirtschafteten Überschuss gegen die fehlenden Güter zu tauschen. Die limitierenden Faktoren der alten Agrarproduktion schlugen auch voll auf die *Konsumtionsseite* durch: Nur wenige landwirtschaftliche Güter, wie etwa Getreide oder Öl, ließen sich längere Zeit lagern, und auch in diesen Fällen war ein erheblicher Aufwand erforderlich. Der Privatmann konnte seine Produkte also nicht akkumulieren, und deshalb wurde dem Markt immer nur eine in Vielfalt und Umfang beschränkte Menge an Gütern zugeführt, was wiederum eine beliebige Ausdifferenzierung der Bedürfnisse von vornherein erschwerte. Die alte agrarische Welt war also eine in vielfacher Hinsicht statische Welt und dies spiegelt sich auch in den antiken Reflexionen über das richtige Wirtschaften wider.⁴

Wirtschaftliches Handeln wurde im alten Griechenland zuerst bei *Xenophon* (um 430-354 v. Chr.) und *Aristoteles* (384-321 v. Chr.)⁵ thematisiert, allerdings nur insoweit, als es sich als Ausdruck *sittlicher Lebensführung* des Menschen in der häuslichen Gemeinschaft verstehen

⁴In der Literatur wird die antike Wirtschaft deshalb gelegentlich auch als "primitiv" bezeichnet. Mit dieser, der Sache nach schon auf Bücher und Weber zurück gehenden Charakterisierung ist gemeint, dass mangels Kaufkraft eine geringe Nachfrage nach Konsumgütern und ein dementsprechend geringes Geldvolumen gegeben waren und bestehende Märkte aufgrund eines kaum entwickelten Transportwesens nur lokale Bedeutung hatten, vgl. hierzu Th. Pekary, *Die Wirtschaft der griechisch-römischen Antike*. Wiesbaden ²1979; M. I. Finley, *Die antike Wirtschaft*. München 1977 und allgemein R. Kötter, Art. "Wirtschaften". In: *Lexikon der Wirtschaftsethik*. Hrsg. v. G. Enderle u.a.. Freiburg 1993.

⁵Xenophon, *Ökonomische Schriften*. Hrsg. v. G. Audring. Berlin 1992; Aristoteles, *Politik*. Hrsg. v. G. Bien. Hamburg ⁴1980, insbes. die Kap. 8ff des ersten Buches; vgl. dazu K. Singer, *Oikonomia: An Inquiry into the Beginning of Economic Thought and Language*. In: *Kyklos* 11(1958), S. 29-57; F. Wagner, *Das Bild der frühen Ökonomik*. Salzburg u.a. 1969.

ließ. "Wirtschaften" galt als Kunst (Oikonomia), das Haus (Oikos) richtig zu verwalten und umfasste zum einen die Ausübung von Führungsfunktionen in der Gemeinschaft hinsichtlich Ehe, Elternstand und Dienstherrschaft, zum anderen die Besitzpflege und den Besitzerwerb (Ktetik). Die Führungsfunktionen waren dabei nicht nur auf die Organisation des Produktionsprozesses hin ausgerichtet, sondern orientierten sich an einem umfassenden Ideal häuslicher Gemeinschaft: Der Hausherr hatte die Rechte und Pflichten der im Hause verbundenen Menschen zu vermitteln und auf ihre Wahrung und Befolgung zu achten. Die Ktetik sollte zeigen, wie der Besitz beschaffen sein muss, damit durch ihn die Befriedigung der natürlichen und alltäglichen Bedürfnisse sichergestellt werden kann. Dabei ist "natürlich" nicht gleichbedeutend mit "lebensnotwendig" in einem biologischen Sinne, vielmehr sind damit solche Bedürfnisse charakterisiert, deren Befriedigung zur Realisierung eines *gelungenen* Lebens gehören. Nach antiker Vorstellung fordert nicht jedes Begehren wirtschaftliches Handeln heraus, sondern nur solches, welches sich als Bedürfnis, und das heißt: als *gesellschaftlich akzeptiertes Begehren*, ausweisen lässt. Aus diesem normativen Bedürfnis- und Güterbegriff ergaben sich dann die näheren Bestimmungen für das wirtschaftliche Handeln:

(a) Die Rationalität des Wirtschaftens war nur partiell technisch bestimmt und insbesondere *nicht* mit einem Optimierungskonzept verbunden. Die Produktion war so zu organisieren, dass durch sie der Bedarf gedeckt werden konnte und die natürlichen Ressourcen nicht überstrapaziert wurden. Die Erzielung eines über die Bedarfsdeckung hinausgehenden Überschusses war nur dann *legitimer Zweck* der Produktion, wenn an anderen Gütern ein nicht behebbarer Mangel bestand und deshalb Tausch erforderlich wurde.

(b) Dieser Tausch sollte *gerecht* in dem Sinne sein, dass durch ihn wechselseitig nur das ergänzt wird, was der Deckung des Bedarfes dient und selbst nicht hergestellt werden kann. Wir sehen also, *nicht Effizienz*, sondern *Gerechtigkeit* war der Schlüsselbegriff der antiken Ökonomik und entsprechend standen in den Schriften zur Haushaltsführung Fragen nach der rechten Vermittlung von Gehorsam, nach einer umfassenden Überwachung und Kontrolle sowie nach der gerechten Strafe bei Verfehlungen im Vordergrund; Methoden zur Ertragssteigerung waren dagegen kein Thema. Selbstverständlich gab es in der Antike schon Geldwirtschaft und damit auch den Tausch zum Zwecke des Erwerbs oder der Vermehrung von Reichtum. Diese Tauschform hatte jedoch keine *natürlichen Grenzen* und damit auch kein *natürliches Ziel* (Telos), sie war nicht Bestandteil der sittlichen Lebensführung des Menschen, und die ihr zugrundeliegende "Bereicherungskunst" (Chrematistik) wurde dementsprechend nicht zur Hausverwaltungskunst gezählt. Aristoteles hat diese Einstellung auf den Punkt gebracht: "Der natürliche Reichtum wird in der Hauswirtschaft durch die Arbeitsleistungen seiner Mitglieder geschaffen; das hat seine natürlichen Grenzen und ist ein Mittel und kein Ziel; das Ziel der Hauswirtschaft ist das gute Leben. Für den Kaufmann, der das Geld ins Unendliche häuft, ist der Geldgewinn das Ziel."⁶ Die Bildung von Reichtum

⁶Aristoteles, *Politik*, a.a.O., 1257 b 34.

im Sinne von Geld- oder Schatzvermögen bereitete aber nicht nur den antiken Theoretikern Probleme; wie viele alte Sagen und Geschichten zeigen, war das Schatzen als ein Handeln, das weder eine zeitliche Struktur besaß noch auf die Befriedigung bestimmter Bedürfnisse ausgerichtet war, weiten Teilen der Bevölkerung unheimlich, nicht zuletzt, weil es immer im engen Zusammenhang mit Krieg und Gewalt stand.

III Die Frage nach dem Wert in der neuzeitlichen Wirtschaft: Von John Locke zu Karl Marx

In der Spätantike und mit neuem Anlauf im Mittelalter haben sich die europäischen Gesellschaften allmählich aus den Beschränkungen der alten Agrargesellschaften gelöst. Durch die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktivität wurde ein wachsender Teil der Bevölkerung davon befreit, sich unmittelbar um seine materielle Reproduktion kümmern zu müssen; immer mehr Menschen konnten sich dem Gewerbe und dem Handel widmen. Im Vollzuge dieser Tätigkeiten verloren die lokalen Märkte ihre Bedeutung als gleichsam *naturbestimmte Termine* im bäuerlichen Jahresablauf. Aus den Marktorten, den Markttagen und Messen wurde allmählich *der Markt* als eine abstrakte Verfassung des Tausches von Gütern und Dienstleistungen, welche immer und überall vollzogen werden konnte. Diese Entwicklung setzte voraus, dass zum einen der Handel sich von der mühsam gezähmten Räuberei zu einer rechtlich institutionalisierten Form des Tausches wandelte, zum anderen, dass der ursprünglich naturale Tausch erleichtert wurde durch die Einführung universeller Tauschmittel, also durch Geld oder durch Geldsubstitute. Die Eigenschaft des Geldes, universelles Tauschmittel zu sein, gab ihm aber auch noch eine andere ökonomische Funktion: Geld wurde zum abstrakten Investitionsmittel, zum Kapital. Der venezianische Kaufmann des 14. oder 15. Jahrhunderts, der mit seinem Geld ein Schiff kaufte und ausrustete, um auf den Märkten des Ostens Güter einzutauschen, wurde bei Erfolg der Expedition mit einem Gewinn dafür belohnt, dass er sein Geld so und nicht anders eingesetzt hat. Schon im Mittelalter deutete sich an, dass Gewinn und Zins nicht mehr wie in alter Zeit Produkte einer moralisch verwerflichen Gesinnung waren, die auf die erpresserische Ausnutzung der Notlage anderer abzielte, sondern *Erträge kluger Investitionsentscheidungen*.

Diese Entwicklung hat sich allmählich, im Zeitraum von vielen Jahrhunderten vollzogen, nur gelegentlich begleitet und noch seltener angeleitet durch theoretische Überlegungen. Erst als die Welt schon an der Schwelle zur Industrialisierung stand, wurden die Theoretiker wachgerüttelt und erschrecken über das, was schon zum alltäglichen Geschäft geworden war. Worin liegt eigentlich der Wert des Geldes? Wenn zwei Güter, in Art und Menge verschieden, den gleichen Preis besitzen und sich demnach tauschen lassen, worin ist dann diese Wertäquivalenz begründet?

John Locke (1632-1702) war einer der ersten, der sich dieser Fragen annahm. In der zweiten

Abhandlung seiner "Two Treatises of Government"⁷ stellte Locke fest, dass zum Tausch nur solche Güter kommen können, die im Eigentum der Tauschpartner stehen. Begründet ist dieses exklusive Nutzungs- und Verfügungsrecht seiner Meinung nach allein durch die wertbildende Kraft der Arbeit. Gott habe zwar die *natürlichen Ressourcen* den Menschen gemeinsam gegeben, die Transformation dieser Ressourcen in *nützliche Dinge* aber sei das Werk ihrer Erfindungsgabe und Anstrengung: "Auch wenn die Erde und alle niederen Lebewesen den Menschen gemeinsam gehören, so hat doch jeder Mensch ein Eigentum an seiner eigenen Person. Über seine Person hat niemand ein Recht als nur er allein. Die Arbeit seines Körpers und das Werk seiner Hände, so können wir sagen, sind im eigentlichen Sinne sein. Was immer er also aus einem von der Natur vorgesehenen und in ihm belassenen Zustand entfernt, das hat er mit seiner Arbeit gemischt und er hat ihm etwas hinzugefügt, was sein eigen ist - es folglich zu seinem Eigentum gemacht."⁸ Damit war aber zunächst die Wertdimension der Güter nur in *qualitativer* Hinsicht bestimmt; was Locke noch nicht begrifflich fassen konnte, war der Grund für die quantitative Äquivalenz, die in Tauschverhältnissen zum Ausdruck kam. Hier wurde der entscheidende Schritt von Adam Smith getan. Bei *Adam Smith* (1723-1790) wurde die Idee des gerechten Tausches, die in der Antike wie im Mittelalter stets mit der Vorstellung von der wechselseitigen Erfüllung gerechtfertigter Bedürfnisse verbunden war, auf eine neue Basis gestellt. Als erstes trennte Smith den Gebrauchswert (*value in use*) einer Ware von ihrem Tauschwert (*value in exchange*). Der *Gebrauchswert* einer Sache liegt in ihrer Nützlichkeit für den Menschen; auf ihn hat man in den älteren Lehren immer Bezug genommen. Dagegen leitet sich der *Tauschwert* einer Ware aus dem Umstand ab, dass diese Nützlichkeit Ergebnis investierter Arbeit ist: zwei Waren sind wertgleich, wenn in ihnen das gleiche Maß an Arbeit steckt. Es gibt in seinem großen Werk: "*An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*"⁹ aus dem Jahre 1776 eine berühmte Stelle, die diesen Gedanken ausdrückt: "Der wirkliche Preis jedes Dinges, also das, was ein Ding denjenigen wirklich kostet, der es erlangen möchte, ist die Mühe und Beschwerde, die erforderlich sind, um es zu beschaffen. Was eine Sache demjenigen wirklich wert ist, der sie erworben hat und der darüber verfügen kann oder der sie gegen etwas anderes eintauschen will, das ist die Mühe und Beschwerde, die sie ihm zu ersparen und dafür anderen Leuten zu verursachen vermag. Was für Geld oder Güter gekauft wird, ist ebenso durch Arbeit erworben, wie das, was wir uns durch die Anstrengung des eigenen Körpers verschaffen. Jene Geldmittel oder Güter ersparen uns also diese Anstrengung. Sie enthalten den Wert einer bestimmten Menge Arbeit, die man gegen etwas

⁷J. Locke, *Two Treatises of Government*. Ed. by P. Laslett. Cambridge 1960 [1. Aufl. London 1690], Second Treatise, S. 305ff.

⁸Ebd., S. 305f (Übersetzung v. Verf.).

⁹A. Smith, *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*. In: *The Works of Adam Smith*. Ed. by D. Stewart. Vol. 2, London 1811 (repr. Aalen 1963).

hingibt, wovon man vermutet, dass es derzeit den Wert einer gleichen Menge Arbeit enthalte. Arbeit war der erste Preis, das ursprüngliche Geld, das zum Kauf aller Dinge entrichtet wurde. Nicht mit Gold oder Silber, sondern mit Arbeit wurden alle Reichtümer der Welt ursprünglich erworben; und ihr Wert ist für ihre Besitzer, die sie gegen neue Erzeugnisse eintauschen wollen, genau der Quantität Arbeit gleich, welche sie dafür kaufen oder sich dienstbar machen können.”¹⁰

Der Kern des Arguments ist unschwer zu erkennen: Der Mensch kann in verschiedener Weise über seine Zeit verfügen, er kann konsumieren, den Müßiggang pflegen, Wissenschaft treiben oder sich gesellschaftlich nützlich machen und arbeiten. Tut er letzteres, so hat er einen Anspruch darauf, dass ihm dieses Opfer vergolten wird. Folglich ist ein Tausch auch nicht länger dann gerecht, wenn wechselseitige *Konsumtionslücken* geschlossen, sondern wenn *Zeitopfer* kompensiert werden. Mit diesem Argument haben wir nun eine günstige Stelle erreicht, von der aus sich ein kurzer Rückblick lohnt.

Wie wir gesehen haben, hat man auch schon in der Antike erkannt, dass in allen nützlichen Produkten Arbeit steckt. Aber Arbeit wurde nur als zweckgerichtete Tätigkeit gesehen, die es den natürlichen Beschränkungen an- und einzupassen galt. Ihre Organisation war ein technisches, kein ökonomisches Problem. Der Grund für diese Sichtweise lag in dem Umstand, dass man in einer feudalen Gesellschaft in selbstverständlicher Weise über *Arbeit* verfügt, da man über die *Arbeitenden* verfügen kann. Mit dem Sklaven oder Leibeigenen besitzt man ein intelligentes Werkzeug und aus dem Eigentum am Menschen folgt das Eigentum an allem, was dieser hervorbringt. Zugleich wird der Herr über die Sklaven von der Mühe der Produktion befreit, er erwirbt so arbeitsfreie Zeit, von Aristoteles „*schole*“ genannt¹¹, die er dazu nutzen sollte, sich um die öffentlichen wie privaten Belange zu kümmern.

Die moderne bürgerliche Gesellschaft wird dagegen von der Idee der Freiheit geprägt. Diese konkretisierte sich nicht nur in den Forderungen nach Glaubensfreiheit, Meinungsfreiheit und politischer Mitbestimmung, sondern auch in der Verabschiedung des alten Herrschaftsrechts der Leibeigenschaft. Letzteres bedeutet insbesondere, dass der moderne Mensch über die *eigene Lebenszeit* prinzipiell frei verfügen kann. Damit stellt sich jedoch auch ein neues Organisationsproblem. Es geht nicht mehr nur darum, Mittel so einzusetzen, dass ein *taugliches Produkt* hergestellt wird; vielmehr sind die Mittel so zu organisieren, dass ein gegebenes Zeitbudget gut ausgenutzt wird, und das heißt ökonomisch, dass in gegebener Zeit *möglichst viel* produziert wird. Steigerung der Produktivität wurde zu einem neuen Ziel und als entscheidendes Mittel zu seiner Erreichung wurde die Arbeitsteilung vorangetrieben: „Die größte Vervollkommnung der Produktivkräfte der Arbeit und die vermehrte Geschicklichkeit, Fertigkeit und Einsicht, womit die Arbeit überall geleitet oder

¹⁰Ebd., S. 43f (Übers. v. Verf.).

¹¹Aristoteles, *Politik*, a.a.O., vor allem Buch VII.

verrichtet wird, scheint eine Wirkung der Arbeitsteilung gewesen zu sein.”¹² Mit diesen Worten leitet denn auch Adam Smith sein großes Werk ein. Durch die Arbeitsteilung wird aber nicht nur Produktivität der Arbeit gesteigert, sondern auch ihre *Erfahrungsqualität* entscheidend verändert.

Jene Form von Arbeit, die in Erscheinung tritt als die zeitlich geordnete Fügung von verschiedenen Tätigkeiten zur Erreichung eines Zieles und die in ihrer gesamten Durchführung an eine Person gebunden ist, wird zurückgedrängt. An ihre Stelle tritt Arbeit als die ständige Wiederholung ein und derselben Tätigkeit, die in ihrem Zusammenhang mit anderen Tätigkeiten nicht mehr *erfahren*, sondern nur noch *abstrakt* durch den Organisations- und Ablaufplan der Fertigung in der Fabrik dargestellt werden kann. Damit verliert Arbeit ihr unverwechselbares Gesicht und wird zum bloßen Element in einem technischen Transformationsprozess. Arbeitsdisziplin bedeutete in der bäuerlichen Welt, sich den letztlich natürlichen Abläufen der Jahreszeiten, der Witterung, des Wachstums und Reifens klug anzupassen. In der industriellen Welt heißt Arbeitsdisziplin dagegen abstrakte Pünktlichkeit: Arbeitsbeginn und -ende, die Verrichtung der einzelnen Handgriffe, dies alles ist durch einen an technischen Gegebenheiten und ökonomischen Kalkülen orientierten Plan festgelegt. Wie viele zeitgenössische Berichte zeigen, kamen die Menschen in der Anfangsphase der Industrialisierung mit dieser Umstellung der zeitlichen Strukturierung ihrer Arbeit nicht zurecht, weil sie sie als eine Ent-Sinnlichung ihres Lebens empfanden. Anders als John Locke konnte Adam Smith diese Erfahrungen schon der frühindustriell geprägten Wirtschaftswelt seiner Zeit entnehmen und dies war sicher der Grund dafür, warum er auf den Gedanken gekommen ist, Arbeitszeit als quantitatives Maß für den Warenwert anzusetzen. Gleichwohl hatte er noch mit erheblichen Problemen bei der Durchführung seines Ansatzes zu kämpfen. So scheint die Arbeitszeit in Anbetracht der damaligen Verhältnisse doch nur ein recht grobes Maß für den Wert der Waren zu sein: Intuitiv will es nicht recht einleuchten, dass die Stunde eines einfachen Landarbeiters genau so viel wert sein soll wie die eines hochqualifizierten Handwerkers, etwa eines Uhrmachers. Und auf der anderen Seite - wenn man doppelt so viel Zeit benötigt, um einen Biber zu erlegen als um einen Hirsch zu schießen, sollte dann wirklich ein Biber gegen zwei Hirsche zu tauschen sein?¹³ Ein weiteres Problem stellt die Wertschöpfung dar. Wenn die Arbeiter einer Fabrik ihre Arbeitszeit in die Fertigung eines Produkts stecken und dem Wert des Produkts entsprechend entlohnt werden - wo soll der Gewinn herkommen, den der Fabrikant durch den Verkauf des Produkts am Markt erzielt?

Smith verweist hier darauf, dass sich der Wert der Ware aus verschiedenen Komponenten zusammensetzt: Aus dem Wert der Arbeit, die auf die Produktion verwandt wurde, aus dem Wert der Arbeit, die in dem vom Unternehmer eingesetzten Kapital steckt sowie aus dem

¹²A. Smith, *An Inquiry...*, a.a.O., S. 5

¹³Dieses Beispiel erörtert Smith selbst mit einigen Vorbehalten, vgl. ebd., S. 70f.

Wert des Bodens, der zur Produktion zur Verfügung gestellt wird. Lohn, Profit und Bodenrente sind demnach die drei Einkommensformen, die im Preis der Waren stecken. Zum Wert der Arbeit führt er aus: "Ist auch die Arbeit der wirkliche Maßstab des Tauschwertes aller Waren, so wird deren Wert doch für gewöhnlich nicht nach diesem Maßstab geschätzt. Es ist oft schwer, das Verhältnis zwischen zwei verschiedenen Quantitäten Arbeit zu ermitteln. Die Zeit, die auf zwei verschiedene Arten von Arbeit verwendet wurde, wird nicht immer allein dieses Verhältnis bestimmen. Es muss auch der unterschiedliche Grad der Mühe, die dabei ertragen, und des Kenntnisstandes, der dazu erforderlich war, berücksichtigt werden. ... doch geschieht dies nicht nach einem genauen Maßstabe, sondern auf Grund des Handelns und Feilschen auf dem Markt, entsprechend jener ungefähren Ausglei- chung, die, wenn schon nicht exakt, so doch hinreichend ist, um die Fortsetzung der Alltagsgeschäfte zu ermöglichen."¹⁴

Dieser Vorschlag, den Wert einer Arbeitsstunde letztlich durch den *Reallohn* zu bemessen, den der Arbeiter für seine Arbeit erhält, steht allerdings im schlechten Geruch der Zirkelhaftigkeit: Der Wert der Waren bemisst sich nach der in ihnen verkörperten Arbeit, gleichzeitig bemisst sich der *Wert der Arbeit* aber nach der Gütermenge, die sie am Arbeitsmarkt zu tauschen vermag. Und ähnlich unbefriedigend ist auch die Erklärung der Wertschöpfung bei Smith ausgefallen. Denn wenn der Wert des Kapitals nur in der darin verkörperten Arbeitszeit liegt, dann kann es eigentlich einen Profit als eigenständige Einkommensquelle gar nicht geben, da über die Profitanteile in den Warenpreisen nur das eingesammelt wird, was zuvor für den Kapitalstock aufgewandt worden ist.

Diese Ungereimtheiten hat dann *Karl Marx* (1818-1883) im ersten Band seines berühmten Werks "*Das Kapital*"¹⁵ bereinigt und damit die klassische Arbeitswertlehre zu einem Abschluss gebracht. Ausgehend von der schon von Adam Smith vollzogenen Trennung des Warenwertes in Gebrauchs- und Tauschwert, löste er die verbliebenen Probleme in drei Schritten:

(a) Reduktion von individueller auf gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit. Marx ging davon aus, dass für das Wertmaß nicht die *konkrete* Zeit ausschlaggebend ist, in der ein Individuum eine bestimmte Arbeit verrichtet, sondern die Zeit, die *durchschnittlich* in einer Gesellschaft dazu notwendig ist: "Gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist Arbeitszeit, erheischt, um irgendeinen Gebrauchswert mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen."¹⁶

(b) Reduktion von komplizierter Arbeit auf einfache Durchschnittsarbeit. Arbeit kann mehr

¹⁴Ebd., S. 45f.

¹⁵K. Marx, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*, 1. Bd.. In: Marx-Engels-Werke (MEW). Bd. 23 Berlin 1970 [1. Aufl. Hamburg 1867].

¹⁶Ebd., S. 53.

oder weniger *kompliziert* sein, um diese qualitativen Unterschiede zu erfassen, muss man einen Arbeitsvorgang in einzelne Teilvorgänge zerlegen, welche dann einfach in dem Sinne sind, dass ihre isolierte Ausführung *keine besonderen Fähigkeiten* verlangt, gerade so, wie dies durch die Technik der Arbeitsteilung gefordert wird. Aus der Anzahl der Schritte, die man benötigt, um komplizierte Arbeit in eine Abfolge einfacher Arbeitsstücke zu zerlegen, kann man einen Umrechnungsfaktor gewinnen, durch den die verschiedenen Formen der Arbeit *homogenisiert* werden. Nur wo dies nicht oder nur unvollkommen gelingt, greift das freihändige Aushandeln auf dem Markt als Ersatzlösung, wobei aber schon Marx die Tendenz beobachten zu können meinte, dass solche Arbeitsformen durch technische Entwicklungen zurückgedrängt werden.

(c) Unterscheidung von notwendiger Arbeit und Mehrarbeit. Das Problem der Wertschöpfung schließlich löst Marx in zwei Schritten. Zunächst unterscheidet er zwischen konkreter und abstrakter Arbeit. Arbeit als *konkrete* Arbeit wird inhaltlich beschrieben als Tätigkeitsablauf, der einen bestimmten Zweck realisiert; Arbeit in *abstrakter* Form dagegen ist die physiologisch-physikalische Umsetzung von Energie. Mit den Worten von Karl Marx: "Alle Arbeit ist einerseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft im physiologischen Sinn und in dieser Eigenschaft gleicher menschlicher oder abstrakter Arbeit bildet sie den Warenwert. Alle Arbeit ist andererseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft in besonderer zweckbestimmter Form, und in dieser Eigenschaft konkreter nützlicher Arbeit produziert sie Gebrauchswert."¹⁷

Um nun dauerhaft abstrakte Arbeit leisten zu können, muss der Mensch sich *reproduzieren* können, d.h. er benötigt Nahrung, Kleidung, Wohnraum sowie Zeit zur Erholung und Entspannung. Die Zeit, die auf die Produktion von solchen Gütern verwandt wird, welche zur Reproduktion der Arbeitskraft erforderlich sind, macht überall dort, wo man das Stadium einer bloßen Subsistenzwirtschaft überschritten hat, nur einen Teil der gesamten verfügbaren Arbeitszeit aus. Wie groß dieser Teil ist, hängt von verschiedenen Faktoren, z.B. von der Gunst der natürlichen Umstände und dem Stand der Technik ab. So setzt sich also der Wert einer Ware aus zwei Komponenten zusammen: aus der zur Existenzsicherung *notwendigen* Arbeit sowie aus der darüber hinaus gehenden *Mehrarbeit*; den auf die Mehrarbeit entfallenden Anteil am Warenwert hat Marx "*Mehrwert*"¹⁸ genannt. Auf dem Boden dieser Unterscheidungen lässt sich nun der Wert der Arbeitskraft näher bestimmen: Die Arbeitskraft selbst ist nicht das Wert, was die durch sie hergestellten Waren wert sind, sie ist auch nicht den Preis wert, der sich für sie zufällig auf dem Arbeitsmarkt erzielen lässt, sondern sie ist genau das Wert, was erforderlich ist, um sie zu erhalten. Hier liegt also die Lösung des Problems, das von Adam Smith aufgegeben worden war.

Wirtschaftliche Wertschöpfung setzt also eine gesellschaftliche Entwicklung voraus, bei der

¹⁷Ebd., S. 61.

¹⁸Ebd., S. 164f.

sich die menschliche Arbeitskraft nicht mehr nur in der bloßen Selbsterhaltung erschöpft. Für Karl Marx ist der Mehrwert in der kapitalistischen Wirtschaft zugleich Quelle wie Ziel wirtschaftlicher Tätigkeit: Mehrwert ermöglicht *Kapitalbildung*, zugleich bestimmt die Auseinandersetzung der einzelnen Kapitalien um die Aufteilung des aggregierten Mehrwerts das Marktgeschehen. Zwei Tendenzen meinte Marx durch seine Analyse der kapitalistischen Wirtschaft feststellen zu können: zum einen wird der Einkommensanteil der Arbeiter am volkswirtschaftlichen Gesamteinkommen langfristig auf dessen reproduktiven Teil beschränkt bleiben, zum anderen wird sich der gesamte Mehrwert unter den konkurrierenden Kapitalien im Verhältnis zu den Wertmengen aufteilen, die in den jeweiligen Einzelkapitalien über die Zeit hinweg aggregiert worden sind.

Mit der Marxschen Wertlehre treffen wir damit zum ersten Mal in der Geschichte der Ökonomie auf eine konsistente und zufriedenstellende Theorie der volkswirtschaftlichen Wertschöpfung. Nicht die Abkunft vom Boden, vom Acker, nicht die natürliche Knappheit oder die gesellschaftliche Begehrtheit geben Waren ihren Wert, sondern allein die Arbeit, wobei der - im wörtlichen Sinne - materielle Reichtum einer Gesellschaft nur in dem Maße wachsen kann, wie der Wert der Güter sinkt, die zum Überleben notwendig sind. Mit Marx können wir also sagen "Zeit ist Wert" - aber gilt damit auch unser "Zeit ist Geld"? Bringt die *monetäre Bewertung* von Arbeit, Waren und Dienstleistungen am Markt korrekt die objektiven Wertverhältnisse zum Ausdruck, in denen sie zueinander stehen? Wie seine Vorgänger dachte auch Marx, dass mit der Wertlehre der eigentliche Grund für die Tauschäquivalenz dargelegt sei, obwohl die Erfahrungen aus dem Wirtschaftsleben eher dafür sprachen, dass am Markt die Preisverhältnisse nicht den Wertäquivalenzen folgen, zumindest nicht unmittelbar.

Hier gibt es also einen Erklärungsbedarf, zu dessen Befriedigung Marx allerdings nur wenig beitragen konnte. Seine gute Werttheorie war keine gute Preistheorie. Wie Warenangebote sich im Laufe der Zeit wandeln, wie Angebot und Nachfrage wechselseitig aufeinander reagieren, wie das Marktgeschehen Investitionen induziert, Gewinnchancen eröffnet und zunichte macht, zu diesen Fragen sind die Auskünfte aus dem "Kapital" von einer unbefriedigenden Allgemeinheit. Die Ökonomie hat natürlich versucht, mit diesen Fragestellungen fertig zu werden, auf welche Weise, muss hier im wesentlichen unerörtert bleiben, lediglich ein für die weitere Entwicklung allerdings sehr typischer Gedanke soll noch kurz vorgestellt werden, bei dem auch wieder der Umgang mit der Zeit eine entscheidende Rolle spielt.

IV Vom Wert der Zeit zum Nutzen der Zeit

Marx ist zwar das Wertschöpfungsproblem mit großer abstraktiver Kraft angegangen, dafür ließ er aber wie alle seine Vorgänger die konsumtive Seite des Wirtschaftslebens weitgehend im Abseits liegen. Konsumieren hieß für Marx zunächst nur, sich in einer kulturell geprägten Lebensform zu bewegen, womit er eine Ansicht vertreten hat, die sich im Grund genommen schon bei Aristoteles finden läßt. So abstrakt es klingt, wenn Marx von der

Reproduktion der Arbeitskraft spricht, so konkret ist es letztlich gemeint: Er denkt an den typischen Warenkorb der Arbeiter zu seiner Zeit mit Kartoffeln, Brot, ein bisschen Fett und Fleisch, Schnaps und billiger Kleidung. Was bei den Arbeitern die Not erzwang, das erledigte bei den Mitgliedern anderer Bevölkerungsschichten der soziale Druck, durch den sie in ihrem Konsum auf das Übliche und Schickliche eingeschränkt wurden. Die Grundbedürfnisse des Menschen und ihre Befriedigung erschienen Marx (und nicht nur ihm) als relativ problemlos. Unter der Annahme, dass jedes marktfähige Gut seinen fixen Gebrauchswert hat, konnte er Preisänderungen nicht als Signale verstehen, die einen Wandel in der Wertschätzung eines Gutes anzeigten, sondern musste sie als Hinweise auf eine Veränderung der Konsumentenzahl oder auf einen Wandel in der Produktionstechnik werten.

Die wirtschaftliche Entwicklung ließ allerdings bald erkennen, dass die Dinge so einfach nicht liegen. Sie brachte nämlich an den Tag, dass der Bedürfnisbegriff ein hoch abstrakter Begriff ist, hinter dem sich unbestimmt viele konkrete Begehungen und die zugehörigen Weisen ihrer Befriedigung verstecken, welche danach suchen, ausgelebt zu werden, gibt man ihnen nur die kleinste Chance dazu; und diese Chance haben sie durch ein sich immer feiner und breiter auffächerndes Warenangebot in der Tat bekommen. In dem Maße, wie sich die Bedürfnisse der Menschen ausdifferenziert haben und auf ein entsprechend wachsendes Warenangebot gestoßen sind, gewannen die subjektiven Momente bei der Kaufentscheidung immer mehr an Bedeutung, allerdings auf eine andere Weise, als es Marx und die klassischen Ökonomen gesehen haben. Für diese war die subjektive Beziehung zwischen Käufer und Ware allein durch deren Eignung als Mittel zu einem bestimmten Zweck festgelegt. In einer Welt, in der nicht mehr länger jedem Bedürfnis nur einige wenige materielle Weisen seiner Befriedigung zugeordnet sind, tauchen Waren aber nicht mehr als isolierte Gebrauchswerte auf, sondern als eine Gesamtheit konkurrierender Verwendungsmöglichkeiten. Wer sich also zum Kauf einer bestimmten Ware entschließt, rechnet ihr dadurch nicht nur einen Gebrauchswert zu. Zugleich bringt er mit seiner Entscheidung zum Ausdruck, dass er auf die Realisierung anderer Konsumtionsmöglichkeiten verzichtet bzw. diese auf einen späteren Zeitpunkt verschiebt oder dass er eine Kompensations- bzw. Substitutionsstrategie verfolgt.

Im Alltag machen wir uns diesen Umstand meist nur bei größeren Anschaffungen bewusst; wer sich etwa ein Haus kaufen möchte und die erforderliche Summe erst ansparen muss, der wird sich wohl überlegen, ob der zukünftige Nutzengewinn den durch das Sparen erzwungenen Konsumverzicht ausgleichen wird. Um es noch einmal zu betonen: nicht die Frage, ob eine Sache überhaupt von Nutzen ist, sondern ob sie von *relativ größtem* Nutzen ist, bestimmt in der vollentwickelten Marktwirtschaft die Kaufentscheidung. Damit steht nicht nur der Unternehmer vor dem Problem, seinen Gewinn zu optimieren, indem er seine Produktionsfaktoren effizient organisiert und seine Produkte richtig platziert, auch der moderne Konsument hat ein Optimierungsproblem zu lösen; es geht nicht mehr wie in alten Zeiten darum, ein Einkommen den Gepflogenheiten des Standes gemäß auszugeben,

sondern es jetzt so zu verwenden, dass das erworbene Güterbündel den individuellen Nutzen maximiert. In diesem Sinne liegt also ein "gerechter" Tausch dann vor, wenn der Nutzen, den man aus dem Erwerb einer Ware bezieht, den Verzicht kompensiert, sein Geld für alternative Angebote ausgegeben zu haben. Nachdem wir den Tausch schon als Mittel zur Schließung von Konsumtionslücken und als Kompensation von Zeitopfern kennen gelernt haben, tritt er uns nun noch in seiner modernen Form als Mittel zur Kompensation von Konsumverzicht entgegen.

V Schluss

Die kapitalistische Wirtschaftsform hat wesentlich dazu beigetragen, dass sich zum einen die materiellen Lebensbedingungen vieler Menschen verbessert haben und zum anderen der soziale Druck, der traditionell die Konsumgewohnheiten belastet hat, gewichen ist. Durch diese Entwicklung wurden den Menschen ungeahnte Freiheiten gegeben, allerdings nicht umsonst. Unser Wirtschaftssystem funktioniert wie eine gigantische Maschine, welche die Ausdifferenzierung unserer Bedürfnisse ermöglicht und zugleich vorantreibt, und die Dynamik dieses Prozesses findet in den Bewegungen der Märkte ihren institutionellen Ausdruck. Dass diese bestenfalls immer nur vorübergehend ihr Gleichgewicht finden, liegt nicht nur an lokalen Unsicherheiten und Entscheidungsschwächen, sondern auch und ganz wesentlich an dem ständigen Wandel der Gütermenge selbst, auf der Produzenten wie Konsumenten agieren. Mit der Zusammensetzung der Gütermenge ändert sich die Präferenzordnung der Konsumenten und damit ihr Nachfrageverhalten, worauf wiederum die Produzenten mit einer Änderung des Angebots reagieren, was zu einer Änderung der Gütermenge führt usw., usw.. Je stürmischer die Marktentwicklung verläuft, desto schwieriger wird es für die Teilnehmer, ihre Chancen und Risiken abzuschätzen. Dynamische Märkte sind stets unsichere Märkte, ein Blick auf die gegenwärtige Lage zeigt dies überdeutlich.

Worin aber manifestiert sich wirtschaftliche Unsicherheit? Entscheidend ist der *Verlust an Planungsperspektive*, d.h. je unsicherer die Verhältnisse sind, desto enger wird der Planungshorizont. Hier hat nun die moderne Ökonomie gezeigt, dass nicht nur das unmittelbare Marktgeschehen, also der Austausch von Gütern und Dienstleistungen, einer wirtschaftlichen Betrachtungsweise zugänglich ist, sondern ebenso die Bedingungen, unter denen sich diese Vorgänge vollziehen. Investieren verlangt ein Vertrauen darauf, dass sich ein bestimmter Ertrag einstellen wird; sparen verlangt ein Vertrauen darauf, dass zukünftiger Konsum möglich sein wird. Wer nun für seine Markttransaktionen Planungssicherheit haben will, muss dafür zahlen, er muss sich Zeit kaufen, z.B. indem er als *Produzent* durch die Gewährung von Nachlässen oder anderen Vergünstigungen seine Kunden langfristig an sich bindet oder indem er als *Konsument* sich auf Dauer festen Tarifen unterwirft. Wir können heute beobachten, wie auch auf unseren Arbeitsmärkten langsam die Erkenntnis greift, dass *Beschäftigungssicherheit* durchaus ihren Preis haben sollte, d.h. Zeit bringt nicht nur Geld, sie kostet gelegentlich auch Geld.

Werfen wir zum Schluss noch einmal einen kurzen Blick auf die Konsumseite des Wirtschaftsgeschehens. Wie gesagt, der moderne Mensch ist nicht nur frei, seine Arbeitszeit auf dem Markt anzubieten, wobei er mit der Freiheit auch das Risiko des Scheiterns trägt, er ist auch frei, seine Lebensform so zu bestimmen, wie er mag. Dabei verstehen die Menschen heute unter der *Wahl einer Lebensform* in erster Linie die *Pflege eines bestimmten Konsumstils*. Und mit dieser Sichtweise ist ein nicht unerhebliches Problem verbunden.

Die Verfügung über materiellen Wohlstand und über eine Fülle von Gebrauchswerten bietet nicht nur Möglichkeiten der Bedürfnisbefriedigung, sie beschränkt zugleich auch unser Zeitbudget. Jedes Ding will ja benutzt oder eingesetzt werden und dies bedeutet, dass nicht nur seine Produktion Zeit bindet, sondern auch seine Konsumtion. Wer für eine Ware sein Geld hingibt, übersieht nur allzu leicht, dass er gewissermaßen als verdeckten Aufpreis auch ein Stück seiner Lebenszeit entrichten muss. Aristoteles sah das entscheidende Ziel wirtschaftlicher Tätigkeit weniger in der Verfügung über Güter, als vielmehr in der Verfügung über *scholē*, also über freie Zeit, die wir uns selbst, unseren Mitmenschen und Mitbürgern widmen können. Freie Zeit erscheint heute als für den Konsum verlorene Zeit, und so nutzen wir unsere Freizeit häufig nur noch als Mittel, um freie Zeit totzuschlagen. Wir sehen, Geld kann auch Zeit, wertvolle Zeit kosten.